

Sinn und Subjekt. Theologisch-biographische Notizen zur sogenannten Sinnfrage

Von Johann Baptist Metz

- »Sinn« ist immer dort in Gefahr, wo er als ungefährdeter gedacht und gesucht wird.
- Bei der sog. Sinnfrage kommt es nicht darauf an, sie zu beantworten, sondern sie so zu stellen, daß sie unvergeßlich und unverdrängbar bleibt.
- Nach Auschwitz gibt es keine subjektlosen Sinnssysteme mehr.

Für mich hat sich die sogenannte Sinnfrage eigentlich immer in der Gestalt der Gottesfrage gestellt, und zwar nicht im allgemeinen Sinn der Frage nach der Existenz Gottes, sondern in jener ältesten und wohl auch umstrittensten Version der Gottesfrage, welche die Schule bis heute die Theodizeefrage nennt: die Frage nach Gott im Angesichte der abgründigen Leidengeschichten der Welt. Diese Gestalt der Sinnfrage ist lebensgeschichtlich bedingt, und um ihre Konturen und ihr Gewicht wenigstens anzudeuten, möchte ich auf zwei biographische Kontexte verweisen.

1. Zum einen knüpft diese Fragegestalt an meine drastischen Kriegserfahrungen an. Gegen Ende des 2. Weltkriegs wurde ich, sechzehnjährig, aus der Schule herausgerissen und zum Militär gepreßt. Nach flüchtiger Ausbildung in Würzburger Kasernen kam ich an die Front, die damals schon über den Rhein ins Land gerückt war. Die Kompanie bestand aus lauter jungen Leuten. Eines Abends schickte mich der Kompanieführer mit einer Meldung zum Bataillonsgefechtsstand. Ich irrte die Nacht über durch zerschossene, brennende Dörfer und Gehöfte, und als ich am Morgen darauf zu meiner Kompanie zurückkam, fand ich nur noch Tote, lauter Tote, überrollt von einem kombinierten Jagdbomber- und Panzerangriff. Ich konnte ihnen allen nur noch ins erloschene, tote Antlitz sehen, ihnen, mit denen ich tags zuvor noch Kinderängste und Jungenlachen geteilt hatte. Ich erinnere nichts als einen lautlosen Schrei. Verstört irrte ich noch stundenlang allein im Wald umher, wie betäubt hielt ich, um nicht als Überläufer verdächtigt und aufgeknöpft zu werden (das hatte man mir, dem Buben, eingeschärft), meine Knarre umklammert, ehe sie mir ein riesiger GI aus der Hand schlug. So sehe ich mich heute noch, und hinter dieser Erinnerung sind alle meine Kindheitserinnerungen zerfallen. Nie konnte ich mich mit dieser Erinnerung versöhnen, nie habe ich sie als einschließlich doch glücklich bestandenes Abenteuer begriffen, sie wurde mir gewissermaßen zur »gefährlichen Erinnerung«.

Von ihr erzähle ich meinen Studenten, wenn ich ihnen zu erläutern suche, wieso im Zentrum meines Sinninteresses und meiner Gottesfrage die streitbare, theologisch-politische Behandlung dieser Gottesfrage als Theodizeefrage steht: der Schrei nach Gott angesichts der Leidengeschichten in der Welt; und wieso ich dabei immer bei der Frage nach dem Leid der anderen, nach dem unmittelbar vergangenen Leid einsetze. Die theologische Gestalt der Sinnfrage, mit der ich mich beschäftige, heißt deshalb nicht: Wer rettet mich?, sondern: Wer rettet euch? Ich setze nicht an mit der Frage: Was ist mit mir im Leid, was mit mir im Tod?, sondern: Was ist mit dir – mit euch – im Leid, im Tod?

Von dieser Struktur ist übrigens auch die Frage: Was darf ich hoffen? geprägt. Diese Frage verwandelt sich für mich in die Frage: Was darf ich für euch hoffen – und darin am Ende auch für mich? Dieses intersubjektiv orientierte Hoffnungsinteresse klingt übrigens auch in dem (von mir redaktionell formulierten) Synodenbeschuß »Unsere Hoffnung« an. Dort heißt es, natürlich bereits »allgemeiner« formuliert: »Die Hoffnung, die wir bekennen, ist nicht vage schweifende Zuversicht, ist nicht angeborener Daseinsoptimismus; sie ist so radikal und so

anspruchsvoll, daß keiner sie für sich allein und nur im Blick auf sich selber hoffen könnte. Im Blick auf uns allein: bliebe uns da am Ende wirklich mehr als Melancholie, kaum verdeckte Verzweiflung oder blinder egoistischer Optimismus? Gottes Reich zu hoffen wagen – das heißt immer, es im Blick auf die andern zu hoffen und darin für uns selbst. Erst wo unsere Hoffnung für die anderen mithofft, wo sie also unversehens die Gestalt und die Bewegung der Liebe und der Communio annimmt, hört sie auf, klein und ängstlich zu sein und verheißenlos unseren Egoismus zu spiegeln.« Ich habe in meinem Leben schon Menschen kennenzulernen dürfen, Menschen in ihrem Leid, in ihrem Kampf, in ihrer Trauer, in ihrem Mut, Menschen, mit denen ich die Verheißenungsbilder vom Reiche Gottes leichter und umstandsloser in Beziehung bringen kann als mit mir; Menschen, denen ich sie gewissermaßen eher zutrauen kann als mir. Und nur im Blick auf sie wage ich dann, solche Verheißenungen auch auf mein Leben zu beziehen und diesen Bildern auch im Blick auf mein Leben treu zu bleiben.

2. Schließlich ist noch von einem zweiten biographischen Element zu sprechen, das meine Gestalt der Sinnfrage als Gottesfrage nachhaltig geprägt hat. Langsam – vermutlich viel zu langsam – wurde mir bewußt, daß die Situation, in der ich von Lebenssinn und von Gott rede, die Situation »nach Auschwitz« ist. Die radikale Herausforderung dieser Situation »nach Auschwitz« wurde mir übrigens gerade in einem Gespräch mit Milan Machovec deutlich, an das ich schon des öfteren erinnert habe: Ende 1967 fand in Münster eine Podiumsdiskussion zwischen Milan Machovec, Karl Rahner und mir statt. Gegen Ende des Gesprächs erinnerte Machovec an Adornos Wort »Nach Auschwitz gibt es keine Gedichte mehr«, und er fragte mich, ob es denn für uns Christen nach Auschwitz noch Gebete geben könne. Ich hatte schließlich geantwortet, was ich auch heute noch antworten würde: Wir können nach Auschwitz beten, weil auch in Auschwitz gebetet wurde. Wir Christen kommen mit unserer Gottesfrage niemals mehr hinter Auschwitz zurück; über Auschwitz hinaus aber kommen wir, genau besehen, nicht mehr allein, sondern nur noch mit den Opfern von Auschwitz. Angesichts von Auschwitz gibt es für mich keinen »Sinn«, den wir ohne die Juden bezeugen könnten. Hier sind wir, ohne sie, zum Unsinn verurteilt. Auschwitz signalisiert für mich einen Schrecken, der alle subjektlosen theologischen Sinnangebote bricht, einen Schrecken, der von uns Christen nur im Bündnis mit jenen bestanden werden kann, denen er widerfuhr und die in ihm gleichwohl nicht verzweifelten. »Sinn« kann hier nur im Bündnis mit der jüdischen Leidengeschichte aufrechterhalten werden.

Offensichtlich gibt es keinen Sinn, den man mit dem Rücken zu Auschwitz retten, keinen Gott, den man mit dem Rücken zu dieser Katastrophe anbeten kann. Auch hier drängte sich mir die Gottesfrage in ihrer ältesten und umstrittensten Version auf, als Theodizeefrage, freilich nicht einfach in existentialistischer, sondern gewissermaßen in politischer Fassung: als Frage nach der Rettung der anderen, der ungerecht Leidenden, der Opfer und Besiegten unserer Geschichte. Wie auch könnte man nach Auschwitz ohne diese Frage nach der eigenen Rettung fragen? Die Sinnfrage in der Gestalt dieser Frage nach der Rettung der ungerecht Leidenden ist m. E. die Frage, welche gerade wir Christen immer wieder auf die Tagesordnung unseres aufgeklärtesten und fortgeschrittensten Bewußtseins zu pressen haben, die Frage, die wir auch im Namen der Humanität im öffentlichen Bewußtsein einzuklagen und als eine Frage zu erläutern haben, an der das Schicksal der Menschen in ihrem anschaulichen Subjektsein hängt. »Diese Frage ... zu vergessen und zu verdrängen, ist zutiefst inhuman. Denn es bedeutet, die vergangenen Leiden zu vergessen und zu verdrängen und uns der Sinnlosigkeit dieser Leiden widerspruchslos zu ergeben. Schließlich macht auch kein Glück der Enkel das Leid der Väter wieder gut, und kein sozialer Fortschritt versöhnt die Ungerechtigkeit, die den Toten widerfahren ist. Wenn wir uns zu lange der Sinnlosigkeit des Todes und der Gleichgültigkeit gegenüber den Toten unterwerfen, werden wir am Ende auch für die Lebenden nur noch banale Versprechen parat haben. Nicht nur das Wachstum unseres wirtschaftlichen Po-

tentials ist begrenzt, wie man uns heute einschärft; auch das Potential an Sinn scheint begrenzt, und es ist, als gingen die Reserven zur Neige und als bestünde die Gefahr, daß den großen Worten, unter denen wir unsere eigene Geschichte betreiben – Freiheit, Emanzipation, Gerechtigkeit, Glück – am Ende nur noch ein ausgelaugter, ausgetrockneter Sinn entspricht« (»Unsere Hoffnung« 13).

Quelle: Horst Georg Pöhlmann (Hrsg.), *Worin besteht der Sinn des Lebens*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Mohn 1985, S. 154-157.